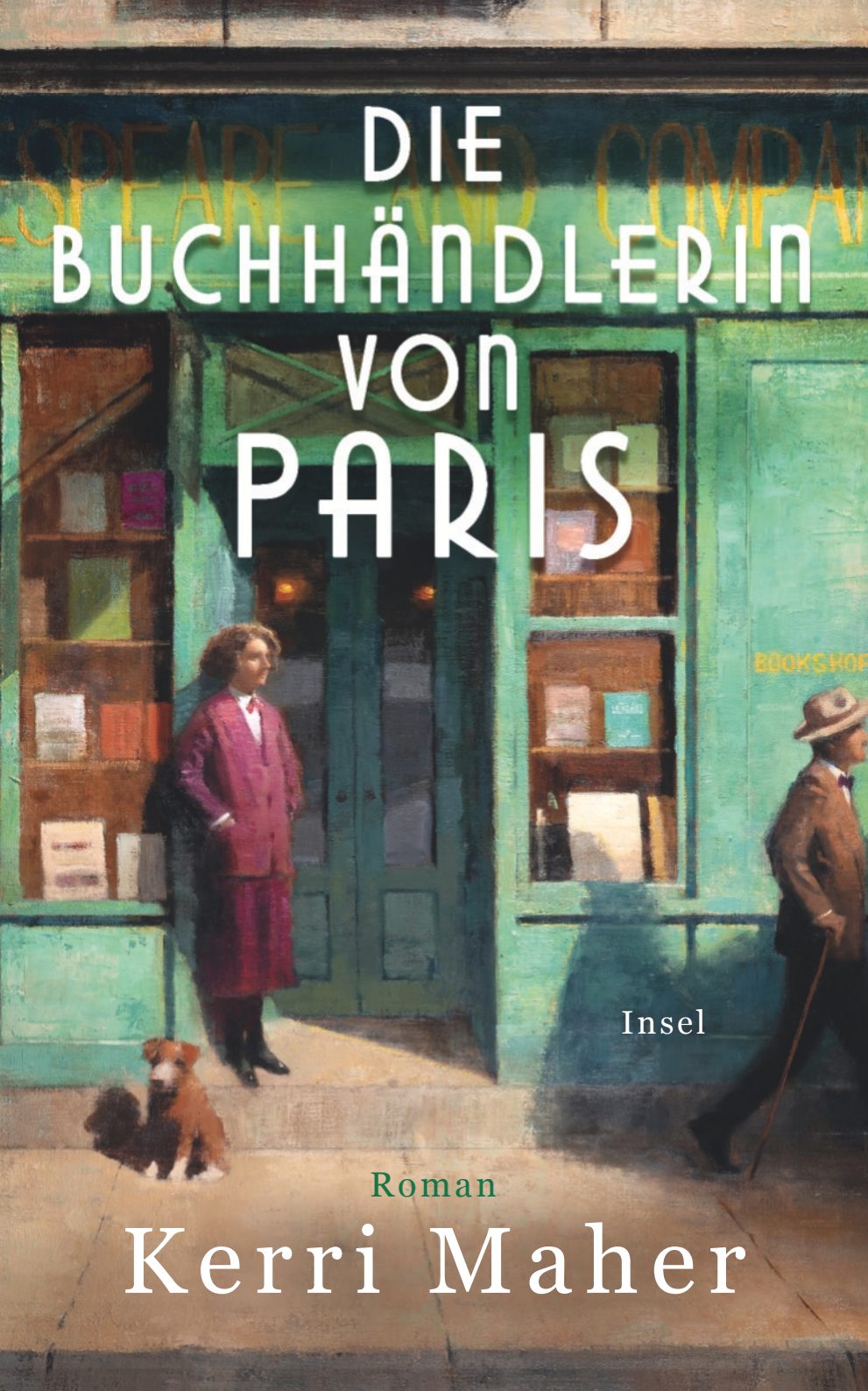


The background of the cover is a painting of a Parisian street scene. A woman in a red coat stands in the doorway of a bookshop with green-painted wooden frames. The shop's name, 'SHOPEARE AND COMPANY', is written in yellow letters above the entrance. To the right, a man in a brown suit and hat walks past, and a small dog sits on the sidewalk in the foreground.

DIE BUCHHÄNDLERIN VON PARIS

Insel

Roman

Kerri Maher

insel taschenbuch 4933

Kerri Maher

Die Buchhändlerin von Paris



Kerri Maher

DIE BUCHHÄNDLERIN VON PARIS

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Claudia Feldmann

INSEL VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Paris Bookseller bei BERKLEY, New York 2022.

Erste Auflage 2022
insel taschenbuch 4933
Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022
© 2022 by Kerri Maher

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von ZERO Media, München, unter Verwendung des
Originalumschlags von Berkley Books, Illustration: Tara Miura

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert:

climatepartner.com/14438-2110-1001.

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68233-2

www.insel-verlag.de

DIE BUCHHÄNDLERIN VON PARIS

Pour mes amis – nah und fern, alte und neue.
Ihr habt diese Geschichte möglich gemacht.

*Paris ist so wunderschön, dass es etwas in einem sättigt,
das in Amerika immer hungrig bleibt.*

Ernest Hemingway

ERSTER TEIL

1917-1920

Berühmte Menschen wurden nicht berühmt geboren.

Am Anfang ist man immer unbekannt.

Adrienne Monnier

KAPITEL I

Paris war einfach *die* Stadt.

Sylvia hatte schon fünfzehn Jahre lang versucht, wieder dorthin zu kommen, seit sie mit ihrer Familie dort gelebt hatte. Ihr Vater, Sylvester Beach, war damals Pastor der amerikanischen Kirche im Quartier Latin gewesen und sie ein romantisches junges Mädchen, das Balzac und Cas-soulet liebte. Woran sie sich am deutlichsten erinnerte und was sie im Herzen getragen hatte, als ihre Familie in die Vereinigten Staaten zurückkehren musste, war das Gefühl, dass die französische Hauptstadt heller war als alle anderen Städte, die sie kannte oder je kennenlernen würde. Und das lag nicht nur an den flackernden Gaslaternen, die die Straßen nach Einbruch der Dunkelheit erleuchteten, oder an dem schimmernden, fast weißen Stein, aus dem ein großer Teil der Stadt erbaut war – es war das funkelnde, überschäumende Leben in jedem Wasserspiel, jedem Studententreffen, jedem Puppentheater im Jardin du Luxembourg und jeder Oper im Théâtre de l'Odéon. Auch ihre Mutter sprühte vor Lebendigkeit, las Bücher, lud Professoren, Politiker und Schauspieler ein und servierte ihnen üppige Mahle im Schein der Kerzen, während angeregt über Bücher und Geschehnisse in der Welt diskutiert wurde. Eleanor Beach sagte ihren drei Töchtern – Cyprian, Sylvia und Holly –, dass sie an einem wunderbaren, außergewöhnlichen Ort wohnten, der ihr Leben für immer verändern würde.

Nichts hatte da herangereicht, weder das Plakatebasteln, Telefonieren und Von-Haus-zu-Haus-Gehen für die Na-

tional Woman's Party in New York zusammen mit ihren Schwestern und ihrer Mutter noch die Reisen allein kreuz und quer durch Europa, bei denen sie die Kirchtürme und Kopfsteinpflaster vieler anderer Städte bestaunt hatte, noch der lang ersehnte erste Kuss von ihrer Klassenkameradin Gemma Bradford oder das Lob ihrer Lieblingslehrerinnen.

Doch nun war sie wieder hier und *lebte* sogar in der Stadt, die ihre Seele gefangen genommen hatte.

Sylvia verließ die Zimmer im unfassbar schönen, wenn auch halb verfallenen Palais Royal, die sie sich mit ihrer Schwester Cyprian teilte, ging hinunter zur Pont Neuf und überquerte die Seine. Der Wind, der vom Fluss heraufwehte, zerzauste ihre kurzen Locken und drohte ihre Zigarette auszupusten. Mitten auf der Brücke blieb sie stehen, um Notre-Dame zu betrachten, mit ihren symmetrischen gotischen Türmen, die neben dem großen Rosettenfenster aufragten, und den so zierlich wirkenden Bögen, die dennoch seit Jahrhunderten die mächtigen Mauern stützten.

Bald darauf wanderte sie durch die schmalen Straßen des Quartier Latin, die ihr noch von früher vertraut waren. Dabei verlief sie sich ein wenig, aber das war nicht weiter schlimm, denn so bekam sie Gelegenheit, die Église de Saint-Germain-des-Prés zu bewundern und eine hübsche Studentin, die an einem der Tische vor dem Les Deux Magots einen Café Crème trank, nach dem Weg zu fragen. Schließlich blieb sie vor dem Haus Rue de l'Odéon 7 stehen, der Buchhandlung von A. Monnier.

Die Fassade des kleinen Ladens von Madame – *ou peut-être mademoiselle?* – Monnier war in einem angenehmen hellen Grau gestrichen, und über den großen Schaufenstern zog sich in einem dunkleren Ton der Schriftzug mit dem

Namen der Inhaberin. Als Sylvia die Tür öffnete, bimmelte fröhlich ein Glöckchen. Zwischen den deckenhohen, dicht mit Büchern gefüllten Regalen standen mehrere Kunden; sie stöberten und lasen, aber da niemand etwas sagte, war es so still wie in einer leeren Kirche. Von plötzlicher Scheu erfasst, was den Anlass ihres Kommens anging, blickte Sylvia sich um und verschob ihre Frage auf später.

Sie war froh über diese Entscheidung, denn sie entdeckte ein paar schöne Ausgaben ihrer französischen Lieblingsromane und las fast eine ganze Kurzgeschichte in der neuesten Ausgabe von *Vers et Prose*. Während sie das tat, erwachte die Buchhandlung um sie herum zum Leben. Kunden tätigten Käufe, die die Kasse zum Klingeln brachten, und gesprächigere Paare kamen herein und vertrieben die Stille.

Sylvia nahm das Buch, das sie hatte kaufen wollen, und die Zeitschrift, in der sie gelesen hatte, und ging damit zu der großen Registriertasse aus Messing, hinter der eine junge Frau, ungefähr in ihrem Alter, stand und sie mit schmalen Lippen anlächelte. Mit ihren mittelmeerblauen Augen, der hellen Haut und dem rabenschwarzen Haar war sie so bemerkenswert, dass man sie einfach ansehen musste. Im Geist hörte Sylvia, wie Cyprian die Kleidung der Frau als altmodisch kritisierte – der bodenlange Rock und die bis zum Kinn zugeknöpfte Bluse bildeten einen allzu strengen Schutzschild für den sinnlichen Körper darunter –, aber ihr gefiel einfach alles an dieser Frau. Sie sah aus wie jemand, mit dem man reden konnte. Doch da war noch mehr, und Sylvia verspürte den starken Impuls, über die weiche Wange der Frau zu streichen.

»Haben Sie gefunden ... wonach Ihr Herz verlangt?«, fragte die Frau auf Englisch, mit starkem Akzent.

Wonach mein Herz verlangt? Sylvia schmunzelte über die typisch französische Leidenschaft in der Wortwahl und erwiderte auf Französisch: »Ja, habe ich, allerdings bin ich ein wenig enttäuscht, dass Sie mich sofort als Ausländerin erkannt haben.« Sie war sehr begabt, was Sprachen anging, und in der Tat wirkte die Frau beeindruckt, als sie so fließend und akzentfrei antwortete.

»Woher kommen Sie?«, fragte sie, nun auf Französisch.

»Aus den Vereinigten Staaten. Zuletzt habe ich in Princeton, New Jersey, gewohnt, nicht weit von New York City. Ich heiße übrigens Sylvia. Sylvia Beach.«

Die Frau klatschte in die Hände und rief: »Aus den Vereinigten Staaten! Der Heimat von Benjamin Franklin! Er ist mein Lieblingsautor! Ich bin Adrienne Monnier.«

Sylvia lachte, als wäre es vollkommen logisch, dass diese hübsche junge Frau in den altmodischen Kleidern denselben Mann bewunderte, der auch ihr liebster Gründungsvater war. Sie war eindeutig eine Mademoiselle; an ihr war keine Spur von Madame. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mademoiselle Monnier. Ihr Buchladen ist etwas ganz Besonderes. Und ich schätze Ben Franklin auch«, gab sie zu. »Aber haben Sie Hawthorne gelesen? Oder Thoreau? Was ist mit *Moby-Dick*? Das ist eins meiner Lieblingsbücher.«

Und schon waren sie mittendrin. Sylvia erfuhr, welche amerikanischen Autoren ins Französische übersetzt wurden und welche nicht und wie schwer es selbst im kosmopolitischen Paris war, an englischsprachige Bücher heranzukommen. »Aber mein Englisch ist ohnehin nicht gut genug, um diese großartige Literatur in ihrer Muttersprache zu lesen«, sagte Adrienne bescheiden und senkte den Blick.

»Vielleicht *noch* nicht«, widersprach Sylvia, deren Herz sanft zu glühen begann. Zwischen ihnen war ein Funke überggesprungen, und das hatte nicht nur mit den Büchern zu tun, davon war sie überzeugt. Ihre Hände wurden plötzlich ganz feucht.

»*Da* bist du, Adrienne«, sagte eine bezaubernde, melodische Stimme hinter Sylvia.

Sie wandte sich um und erblickte eine außergewöhnlich zierliche Frau mit üppigem, rotblondem Haar, das zu einem Knoten hochgesteckt war. Sie trug ein ganz ähnliches Ensemble wie Adrienne, das an ihrem kleinen, schlanken Körper jedoch vollkommen anders wirkte. Ihre Finger waren lang und schmal und ständig in Bewegung, als führten sie ein Eigenleben. Doch als sie sich besitzergreifend auf Adriennes kürzere, fülligere Hand legten, wusste Sylvia sofort, dass die beiden Frauen ein Liebespaar waren.

Und sie hatte gedacht, sie und Adrienne würden flirten. Sie hatten bereits zum vertrauten *tu* gewechselt, statt *vous*.

Die Wärme und Bewunderung, mit der Adrienne diese Frau, die jetzt neben ihr stand, anlächelte, versetzte Sylvia einen Stich. Diese beiden Frauen besaßen etwas in ihrem Leben und in dieser Buchhandlung – etwas, wonach sie lange gesucht hatte, ohne zu wissen, wie sehr sie sich danach sehnte, bis sie es vor sich sah. Würde sie es auch finden können? Und was genau war es überhaupt? Mit einem Mal fühlte Sylvia sich orientierungslos, aus dem Gleichgewicht gebracht von dem, was sie umgab: der Laden, die Frauen, die Bücher, das gedämpfte Gemurmel der anderen Kunden.

»Suzanne«, sagte Adrienne, »das ist unsere neue Freundin Sylvia Beach aus den Vereinigten Staaten. Sylvia, das ist Suzanne Bonnierre, meine Geschäftspartnerin.«

Mit übertrieben enthusiastischer Geste streckte Sylvia die Hand aus, und Suzanne nahm sie leicht amüsiert. »Freut mich sehr, Sie kennenzulernen, Mademoiselle Beach.«

»Sylvia, bitte«, sagte sie. »Das ist wirklich eine wunderbare Buchhandlung. So gemütlich und einladend, und Sie führen nur die besten Autoren.« Allerdings fragte sie sich, warum Suzannes Name nicht außen an der Fassade stand. Nun ja, Monnier & Bonnierre wäre, obwohl es gut klang, vielleicht etwas zu offensichtlich gewesen, auch wenn Paris in solchen Dingen recht liberal war. Neulich Abend hatte Cyprian Sylvia einen Hosenanzug und sich selbst ein perlenbesticktes Kleid verpasst, und dann waren sie, in knöchellange Mäntel gehüllt, mit der Metro zu einer neuen Bar in der Rue Edgar-Quinet gefahren, die nur von Frauen besucht wurde, von denen die Hälfte Monokel und Gamaschen trug. Von außen sah das Etablissement ganz normal aus, mit einer kleinen Markise, auf der schlicht »Bar« geschrieben stand, aber die laute, aufgeheizte Atmosphäre im Innern war Sylvia unangenehm gewesen. Sie hatte sich bemüht, locker zu sein und es zu genießen, dass sie in einer Stadt lebte, in der so etwas möglich war und wo sie ganz offen zu ihren Neigungen stehen konnte; es war sogar gesetzlich gestattet, denn gleichgeschlechtliche Beziehungen waren im Zuge der Französischen Revolution legalisiert worden. Aber sie war sich vorgekommen wie ein Stück Obst auf einer Marktauslage. Die Leserin in ihr zog die Stille und Feinsinnigkeit von A. Monnier vor.

»Vielen Dank für das Kompliment«, erwiderte Suzanne. »Ich war noch nie in Ihrem Land, aber ich habe schon viel Großartiges darüber gehört und gelesen. Es ist sehr inspirierend für Frankreich.«

»Mein Land hat sicher viele Vorzüge, aber ich bin froh, hier zu sein«, sagte Sylvia und dachte an die Einschränkung der Pressefreiheit durch die Comstock- und Spionage-Gesetze, den langen und mühsamen Kampf für das Frauenwahlrecht und die abstruse Idee eines Alkoholverbots, die überall kursierte. Ihr schien, dass sich in Amerika immer mehr abseitige Ideen durchsetzten, während die guten, starken, die das Land in ein fortschrittliches neues Jahrhundert hätten führen können, dahinsiechten.

»Wir sind auch froh, dass du hier bist.« Adrienne lächelte ihr zu.

»Sie müssen heute Abend zu der Lesung kommen!«, rief Suzanne aus. »Unsere lieben Freunde Valery Larbaud und Léon-Paul Fargue werden da sein. Und Jules Romains. Kennen Sie diese Autoren?«

»Natürlich! Es wäre mir eine Ehre, sie persönlich kennenzulernen.« Bei aller Freude zog sich Sylvia auch der Magen zusammen. *Jules Romains? Vraiment?* Was konnte sie ihm schon zu sagen haben?

»Kommen Sie um acht wieder. Wir kümmern uns nicht mehr um die Luftangriffe.«

Tja. Danach konnte sie sich einfach nicht mehr auf ihren Essay über Spanien konzentrieren. Während sie an ihrem kleinen Schreibtisch im Palais Royal saß, stieg Sylvia immer wieder die Mischung aus Staub und Lavendel in die Nase, die sie an A. Monnier erinnerte – sowohl die Buchhandlung wie die Frau –, aber jedes Mal, wenn sie an ihrem Ärmel schnupperte, um die Quelle zu finden, verschwand der Duft.

Wahrscheinlich war diese Unkonzentriertheit nur ein weiteres Zeichen dafür, dass sie nicht zur Schriftstellerin geschaffen war, auch wenn aufgrund ihrer Liebe zu den Bü-

chern alle um sie herum – ihre Eltern, ihre Schwestern und auch ihre älteste Freundin Carlotta Welles – davon ausgingen, dass sie eine werden würde.

»In dir steckt ein Walt Whitman«, hatte ihr Vater immer gesagt, wenn sie eine gute Note für einen Aufsatz bekam. »Ich weiß es einfach.«

Aber Aufsätze waren keine Gedichte oder Romane. Wenn sie sich an einem Vers oder einer Geschichte versuchte, kam nichts Gescheites dabei heraus. Sie verehrte Whitman. Der Versuch, ihm – oder Kate Chopin oder einer von den Brontë-Schwestern – auch nur im Entferntesten nachzueifern, erschien ihr fast wie eine Beleidigung. Hinzu kam, dass sie nun, da sie älter wurde, die Schriftsteller bevorzugte, die Whitmans Erbe weitertrugen, und sie sangen so ergreifend von sich und der Welt, dass sie manchmal nach der Lektüre die halbe Nacht wach lag und sich fragte: *Wie machen sie das? Wie schaffen sie es, in mein Innerstes zu greifen, meine Seele zu packen und sie in ihrem Käfig hin und her zu rütteln?* Vor allem bei Kate Chopins *Das Erwachen* und *Ein Porträt des Künstlers als junger Mann* von James Joyce hatte sie es so empfunden. O Gott, wenn sie an diese beiden Romane dachte, verzehrte sie sich förmlich vor Lust, Bewunderung und Neid! Diese atemberaubende Offenheit, mit der sie über Körper und ihre Begierden schrieben, und über die Schuldgefühle und Folgen dieser Begierden, indem sie Worte zu aufwühlenden Sätzen verknüpften, die den inneren Aufruhr ihrer Figuren so treffend schilderten, dass Sylvia in ihren Laken der Schweiß ausbrach.

Könnte sie jemals so mutig schreiben, in dem Wissen, dass ihr Vater, der Pastor, den sie von Herzen liebte, jedes Wort davon lesen würde? Zwar schien er ihr Unverheira-

tetsein und vielleicht sogar ihren diskreten Sapphismus stillschweigend akzeptiert zu haben – schließlich hatte er sie nie dazu ermuntert zu heiraten und ihre Frauenfreundschaften, die nicht alle rein platonisch gewesen waren, nie kommentiert –, aber es wäre doch etwas ganz anderes, wenn sie mit derselben Offenheit, die sie an den neuen Veröffentlichungen in den progressiveren Literaturzeitschriften so bewunderte, über ihr Verlangen schriebe.

Könnte sie freizügig über ihre innersten Sehnsüchte schreiben, ohne sich dabei zu verlieren? Könnte sie helfen, die Seiten ihrer Lieblingszeitschrift *The Little Review* zu füllen, die die Herausgeberin Margaret Anderson im vergangenen Jahr so kühn leer gelassen hatte? Sie hatte einen Schwung weiße Seiten veröffentlicht, nur mit einem Redaktionskommentar, dass sie von nun an nichts »Passables« mehr publizieren würde, sondern nur noch echte Kunst. Kunst, die die Welt verändern würde. Und Sylvia war aus tiefstem Herzen überzeugt, dass genau das der Sinn der Kunst war – neu zu sein, etwas in Gang zu bringen, Sichtweisen zu verändern.

Einmal hatte ihre Mutter auf die Bemerkung ihres Vaters bezüglich Whitman erwidert: »Oder vielleicht wird sie die nächste Elizabeth Cady Stanton.« Warum mussten ihre Eltern die Latte für sie so hoch legen? Waren sie schuld daran, dass sie Cyprian im Stillen um ihren Erfolg als Schauspielerin beneidete?

In gewisser Weise war ihre Schwester der Grund dafür, dass sie überhaupt in Paris waren, insofern sollte sie ihr wohl dankbar sein. Cyprian spielte eine Rolle in der beliebten Filmserie *Judex* und war so bekannt, dass sie regelmäßig auf der Straße angesprochen und um ein Autogramm